Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige. Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. Freitag, den 17. Februar 1882. **Nr. 81.**

Deutschland.

Berlin, 16. Februar. Die Nachrichten, die von kompetenter Stelle aus Wien hierher gelangen, sprechen sich sehr zuversichtlich über die baldige Bewältigung des Aufstandes aus. Es würde für die Beruhigung Europas von großem Vortheil sein, wenn es der österreichischen Armee gelingen sollte, ihre Aktion in dieser Weise zu beschleunigen, namentlich würden damit auch die Regungen in Rußland, welche die Balkanhalbinsel aufs Neue in Flammen setzen möchten, mit einem kalmirenden Wasserstrahl übergossen. Das Treiben der Panslawisten mit scharfem Auge zu verfolgen, ist eine ernste Pflicht der öffentlichen Meinung Oesterreichs und Deutschlands und deren Vertretung. Aber wie die „N. Pr. Ztg." dieser Tage ganz richtig mit Bezug auf die Aufgabe der Presse sagte: eine Schildwache darf nicht nervös sein. Wir glauben zu bemerken, daß von einer ganz bestimmten Stelle aus versucht wird, die deutsche Presse allarmistisch zu beeinflussen und damit derselben in dem Gegensatz zwischen Oesterreich und Rußland eine Stellung zu geben, welche Deutschland zukommt und von welcher wir uns nach keiner Seite Nutzen versprechen. Die Versuche, die deutsche Presse aus einer ruhig beobachtenden Stellung herauszudrängen, werden in der letzten Zeit theilweise mit solcher plumpen und zudringlichen Kühnheit gemacht, daß wir ein warnendes Wort dagegen sprechen zu müssen glauben.

— Die Organe Gambetta's setzen in gewohnter Manier ihren Feldzug gegen die renitente Deputirtenkammer und das neue Ministerium fort. In einer unbegreiflichen Selbstverblendung bekämpft die „Rep. Fr." stets von Neuem das geltende System der Arrondissementswahlen, dieselben Argumente bis zum Ueberdrusse wiederholend. Wenn andererseits die Gambetta'schen Organe soeben noch versicherten, daß sowohl ihr Herr und Meister als auch sämmtliche Parteigänger desselben das Ministerium Freycinet-Say unterstützen würden, so mußten diese Versicherungen zwar sogleich als eitel Dunst erscheinen. Die unbedeutende Meinungsverschiedenheit, welche soeben zwischen dem Konseilpräsidenten und dem Finanzminister hervortrat, hat aber auch Gelegenheit geboten, das Spiel der Gambettisten zu offenbaren. Alle Meldungen stimmen darin überein, daß jene den ersten Anlaß, in die Position des Ministeriums einen Keil hineinzuschieben, mit einer Schadenfreude begrüßten, welche über ihre letzten Ziele auch nicht den leisesten Zweifel obwalten läßt. Da nun aber das Kabinet in Wirklichkeit keineswegs gespalten ist, fällt der Spott auf die Gambettisten zurück, deren Chef jetzt nicht mehr, wie er noch jüngst dem Redakteur des römischen Blattes „Capitan Fracassa" betheuerte, seine wohlwollenden Gesinnungen für die gegenwärtigen Machthaber in Frankreich zur Schau tragen kann.

— Im Pariser „Voltaire" berichtet ein Korrespondent aus Rußland über eine Unterredung, die er mit dem Grafen Ignatiew über die Nihilisten gehabt hat. Hiernach sagte Ignatiew etwa Folgendes:

Die Nihilisten sind große Kinder, deren Einbildungskraft durch unsere etwas mystische Religion gefälscht worden ist. Die Religion, wie sie bei uns besteht, bedeutet die Verdummung des Bauern und die Verhimmelung des Studenten. Sie ist ein hervorragendes Regierungssystem; ihr verdankt man es, wenn die ungeheure Mehrheit der Nation an den Zar wie an ein Gottgesandten glaubt und alles, was er that, für wohlgethan hält. Was die nihilistischen Studenten anbelangt, so sind es Fatalisten, die ohne Unterscheidungsvermögen handeln und sich wirklich zur Zerstörung berufen glauben. Es giebt nur ein Mittel, sie zu vernichten: sie dem Bauer auf Gnade und Ungnade auszuliefern. Der Bauer ist sehr leichtgläubig, und es fällt den Nihilisten nicht schwer, ihm einzureden, daß Alexander II. durch die Edelleute ermordet worden sei, weil diese bei ihm einen neuen Ausbruch des liberalen Fiebers befürchteten, von welchem der verstorbene Zar befallen wurde, als er die Befreiung der Leibeigenen aussprach. Aber jeder Nihilist, der mordet oder zu morden versucht, zerstört ipso facto diese Theorie. Wenn wir wollen, so wird sich der der Bauer erheben und die Axt in der Hand herbeikommen, um seinen Zar zu vertheidigen. Aber der Zeitpunkt ist noch nicht gekommen, um dieses äußerste Mittel anzuwenden. Wenn der Zar ermordet wird, so wird ihn ein anderer ersetzen und sein Nachfolger wird vielleicht weniger duldsam sein. Was mich persönlich anbelangt, so glaube ich nicht, daß der Kampf ernst sein wird, denn ich glaube nicht an Leute, die sich in so dummer Weise abfaffen lassen, wie die Nihilisten. Sie haben jetzt meinen Chef des Sicherheitswesens, Tscherewin, zu tödten gesucht und einen armen Teufel zu ihm geschickt, der noch nie in seinem Leben einen Schuß abgefeuert hat. Er hat Tscherewin gefehlt und sich dann wie ein Lamm fangen lassen. Ich habe ihn im Gefängniß aufgesucht und zu ihm gesagt: „Du hast dich verführen lassen, mein Freund, du hast schlechte Rathschläge von einem Kameraden empfangen. Dieser ist der wahre Schuldige." Und augenblicklich nannte mir der arme Teufel den Namen seines Mitschuldigen, den anzugeben er sich Tags zuvor geweigert hatte. So haben wir Melnikow gefaßt. Sie sehen, daß in Wirklichkeit nicht viel an diesen Leuten ist.

— Die „Provinzial-Korrespondenz" bringt an der Spitze ihrer dieswöchentlichen Nummer folgenden Artikel: „Die katholische Kirche und ihre Freunde":

„Die Verhandlungen, welche jüngst im Abgeordnetenhause über das neue Kirchengesetz stattfanden, haben nach einer Richtung hin Klarheit und Uebereinstimmung herbeigeführt: alle Parteien scheinen jetzt mit der Regierung zu wünschen, daß der Zwiespalt, in welchem sich die katholische Kirche mit dem Staate befindet, aufhöre und einem Zustande des friedlichen Zusammenlebens Platz mache.

Was aber die Mittel anbetrifft, wie dieses Ziel auf dem Wege der Gesetzgebung zu erreichen sei, so sind hierüber nicht nur die verschiedensten Ansichten geäußert, sondern dieselben sind auch nur in den allgemeinsten Umrissen angedeutet worden, ohne daß irgend welche bestimmte Vorschläge gemacht wurden, über welche die verschiedenen Parteien auch nur in sich nothdürftig einig wären. Die Parteien würden in der gegenwärtigen Lage sich kaum über irgend welche positiven Vorschläge verständigen können, welche wenigstens die äußere Empfehlung einer ansehnlichen Mehrheit von Stimmen für sich hätten.

Der Standpunkt, auf welchen sich die Staats-Regierung gestellt hat, nämlich der der Befriedigung praktischer Bedürfnisse, gewinnt so für alle Diejenigen, denen der Friede wirklich ernstlich am Herzen liegt, und welche eben nur das Interesse der katholischen Bevölkerung, nicht aber irgend welche politischen Nebenzwecke im Auge haben, an Bedeutung, zumal weil er nicht nur die Erfahrung für sich hat, sondern auch die gefährliche Klippe vermeidet, an welcher der Friede zu scheitern droht, daß nämlich die Grund- und Prinzipienfragen über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, worüber so viel Uneinigkeit und Unklarheit vorhanden ist, zu sehr in den Vordergrund gestellt werden.

Der mit dem Juligesetz vom Jahre 1880 beschrittene Weg hat sich als ein brauchbarer erwiesen. Mittelbar und unmittelbar hat er die Wiederherstellung geordneterr Diözesanverhältnisse und einer geordneten Seelsorge in vielen Fällen zur Folge gehabt. Er hat die Anknüpfung guter Beziehungen mit der Kurie nicht nur nicht gehindert, sondern das gegenseitige Vertrauen fördern helfen. Einen solchermaßen bewährten Weg giebt man nicht ohne zwingendste Gründe auf.

Eine neue grundsätzliche Regelung der Grenzen zwischen Staat und Kirche ruft große Schwierigkeiten und Streitigkeiten hervor, ohne daß das etwa erzielte augenblickliche Ergebniß bessere Bürgschaften der Dauer und der Zufriedenheit in sich trüge, als der Versuch, welcher vor wenigen Jahren unter ganz anderen Stimmungen, aber auch damals getragen von der sogenannten „öffentlichen Meinung", in der Gesetzgebung gemacht wurde. Die Frage, ob eine grundsätzliche Revision dieser Gesetzgebung zumal in naher Zeit mit Aussicht auf Erfolg in Angriff zu nehmen ist, scheint der Regierung wohl mit Recht noch sehr zweifelhaft, doch hält sie diese Möglichkeit nicht für ausgeschlossen. Nur die gegenwärtige Lage ist von den gesetzgebenden Faktoren ins Auge zu fassen: nur die Frage, ob es von irgend einem dauernden Erfolge sein kann, in der gegenwärtigen Lage, wo die Ansichten wenig geklärt sind und politische Nebeninteressen eine sehr wesentliche Rolle dabei spielen, auf eine solche grundsätzliche Revision zu dringen, muß im Interesse der Sache in erster Linie berüsichtigt werden.

Wenn jetzt namentlich von fortschrittlicher Seite ein überraschendes Entgegenkommen gegen die Wünsche der Katholiken bekundet wird, wenn man von denselben Männern, welche noch vor wenigen Wochen die katholische Partei als Vertreterin nicht religiöser, sondern hierarchischer Interessen, als Gegnerin der Kultur der letzten Jahrhunderte verächtlich behandelten, jetzt die Hand zum Bündniß mit derselben Partei gegen die Regierung ausstrecken sieht, so kann diese plötzliche Uebereinstimmung so verschiedenartiger Parteien nicht als ein Beweis von der Richtigkeit der erhobenen Forderung betrachtet werden: sie hat nicht mehr als eine lediglich taktische Bedeutung, eine Bedeutung im augenblicklichen Kampf gegen die Regierung. Diejenige Partei, welche die Vertheidigung der Rechte der katholischen Kirche zu ihrem Hauptprogramm gemacht hat, wird im Ernst mit einer Partei, welche ihre kirchenfeindliche Stellung offen zur Schau trägt, eine

---

Feuilleton.

Meine erste Liebe.

Humoreske
von
Marie Obenaus.

Nachdruck verboten.

Ich war ein Junge von 15 Jahren, als ich mich zum ersten Mal verliebte. Ich selber kam mir freilich gar nicht „jungenshaft" vor; war ich doch ein forscher Obertertianer und meinte sogar jüngst, die ersten Keime eines werdenden mächtigen Bartes entdeckt zu haben, von dem freilich meine boshafte Schwester behauptete, daß er er nur aus flüchtigen Kohlenstrichen bestehe, die ich nur, um meine Mitmenschen zu täuschen, unter die Nase gemalt hätte. Gleichviel, ich selber kam mir sehr würdig vor und hoffte, mit der Zeit selbst meiner Schwester Luise Respekt einzuflößen. War es doch ihre Freundin Erna, in die ich mich verliebt hatte, und lag mir darum doch nicht wenig an der guten Meinung meiner Schwester.

Erna war ein bildschönes Mädchen, das sagte Jedermann. Neckische braune Augen blitzten aus einem frischen, rosigen Gesichtchen, das von den schönsten, tiefschwarzen Flechten umrahmt war, schelmisch hervor. Ihre Gestalt war schlank und biegsam, ihre Bewegungen edel, ihr Gang der einer Königin, kurz, sie war das Ideal meiner Seele, der Gegenstand meiner Träume Tag und Nacht. Daß sie 5 Jahre älter war als ich, was schadete das! Das war für mich durchaus kein Hinderniß, sie glühend zu lieben.

Schon lange hatte ich mich bemüht, auf irgend eine Weise ihre Aufmerksamkeit zu erregen, allein bisher stets vergebens. Die schöne Erna ward von allen Seiten so umschwärmt, daß ihr ein armseliger Schmetterling, wie ich, ganz entging. Endlich sollte ich aber doch meinen Zweck erreichen, freilich auf eine recht originelle Weise.

Meine Schwester hatte eines Nachmittags mehrere Freundinnen bei sich versammelt. Es ging wie gewöhnlich sehr munter zu. Nach dem Kaffee lustwandelten die jungen Damen ein wenig im Garten, und diesen Augenblick benutzte ich, um mich Erna's Strickbeutel zu nähern. Niemand hatte es bemerkt und ahnungslos zog Erna eine halbe Stunde später die Schnur desselben, um die Handarbeit herauszunehmen, — ich sehe es noch Alles so deutlich vor mir, als wäre es erst gestern geschehen, mit welcher Spannung mein Auge von meinem isolirten Fensterplatz aus jede ihrer Bewegungen verfolgte; — da ertönte plötzlich ein gellender Schrei von Erna's Lippen, der Beutel entfällt ihren Händen, und entsetzt eilen die Freundiunen herbei.

„Was giebt es, Erna, was fehlt Dir?" ertönt es von allen Seiten.

„O, der böse Junge, — so seht doch nur, eine todte Maus hat er mir in mein Arbeitstäschchen gesteckt. Das kann doch kein Anderer wie Ernst gewesen sein!"

Entsetzen von allen Seiten!

„Wo steckt er nur, das soll ihm schlecht bekommen," ruft meine erzürnte Schwester aus. Aber Erna's scharfes Auge hat mich schon entdeckt, im selben Moment steht sie auch schon am Fenstertritt und „hast du nicht gesehn" — habe ich eine Ohrfeige weg, eine Ohrfeige von i h r e r zarten Hand. — „Warte Du Schlingel!" ruft meine beleidigte Göttin im höchsten Zorn, „laß Dir so etwas nicht noch einmal einfallen!"

„Ich bin ganz außer Athem vor Schreck," wendet sie sich dann lachend zu den Andern; der ganze Chor lacht und amüsirt sich jetzt, und Erna, der es schon wieder leid thut, mich vorhin so rauh angefahren zu haben, streicht mir mütterlich über die Wangen und sagt: „Nein, nein, Kleiner, so was laß Er künftig unterwegs, aber jetzt nimm Dir zur Entschädigung für die Ohrfeige ein recht großes Stück Kuchen."

Allein, wenn sie gedacht hatte, mich durch diese gutgemeinten Worte zu erfreuen, irrte sie sich gewaltig; — die Ohrfeige hatte ich verdient, und so drollig es auch klingen mag, ich war ordentlich stolz auf dieselbe gewesen. Aber dies sanfte Streicheln, wie man etwa einen 4jährigen Knaben oder ein niedliches Kätzchen hätschelt, — nein, das war empörend, das beleidigte mich in meinem tiefsten Innern. O, was hätte ich in diesem Augenblicke darum gegeben, wenn ich groß und stattlich gewesen wäre, aber Mutter Natur hatte mich in der Hinsicht recht stiefmütterlich behandelt, und ich stand, was meine Größe anbetraf, hinter meinen Altersgenossen bedeutend zurück. Es war daher den Leuten auch nicht zu verdenken, wenn sie mich 2—3 Jahre jünger taxirten, als ich war. Für dies Mal war ich also gründlich „geschlagen", aber ich verlor den Muth darum noch nicht.

Der Winter brach in diesem Jahr ungewöhnlich früh herein. Schnee und Eis gab es in Menge, und die lustige Jugend verfehlte nicht, davon den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Zum nächsten Dienstag war eine großartige Schlittenfahrt arrangirt. Meine Schwester und alle meine Bekannten nahmen daran Theil. O. wie gern wäre ich auch mit von der Partie gewesen, aber leider, leider, war ich ja noch nicht „salonfähig!" Wer beschreibt daher mein Erstaunen und mein grenzenloses Entzücken, als Erna eines Abends hereintritt und nachdem sie die Andern begrüßt, auf mich zukommt und freundlich fragt, ob ich ihr wohl einen Gefallen erweisen wolle. „Mit tausend Freuden," hieß es in meinem Innern, während meine ungelenke Zunge nur ein schüchternes „Ja" hervorbrachte. „Ich möchte Dich nämlich bitten, lieber Ernst," fuhr Erna fort, „mein Partner bei der Schlittenpartie zu sein." Den erstaunten Blick Luisens beantwortete sie dann in halbem Flüsterton: „Ich will dadurch der Bewerbung J.'s entgehn, der mich sonst sicherlich engagiren würde."

Diese, freilich nicht für mein Ohr bestimmten Worte waren zwar ein kleiner Dämpfer für mein Entzücken, aber der Stolz, die schöne Erna führen zu dürfen, behielt doch die Oberhand.

Kaum konnte ich die Zeit erwarten. Die Tage bis zum Dienstag vergingen auch zu schneckenlangsam! Endlich war der ersehnte Tag herangekommen. Um $1/2$ 2 Uhr klingelte ein Schlitten nach dem andern herbei. Von unserm Hause aus wollte die Gesellschaft abfahren, da dasselbe wegen seiner Lage vor dem Thor einen günstigen Versammlungsplatz für die Schlitten darbot. Jener leichte Jagdschlitten dort mit einem munteren Schimmel war für Erna und mich bestimmt. Ungeduldig erwartete ich sie. Als ich mich nach allen Seiten umsah, bemerkte ich sie auf einmal, in Begleitung eines Herrn neben meiner Mutter stehend. Der Fremde sprach sehr angelegentlich mit der Mama. Diese lächelte ein paar Mal schmelmisch, dann trat sie auf mich zu, legte ihre Hand auf meine Schulter und sagte:

„Lieber Ernst, nun sei einmal recht vernünftig; jener Herr dort ist zum Besuch bei Erna's Onkel. Er hat von der Schlittenpartie gehört und möchte dieselbe gern mitmachen, kann aber in der ganzen Stadt keinen Schlitten mehr auftreiben, überlasse ihm jetzt Deinen Platz neben Erna. Du kannst ja von der Pritsche aus ebensogut kutschiren; nicht wahr, Du thust Deiner Mutter den Gefallen, lieber Junge?"

Ich hatte mit meinen Thränen zu kämpfen, aber gewaltsam schluckte ich sie herunter. Wenn der falschen Erna so wenig an mir lag, sollte sie wenigstens nicht den Triumph haben, zu sehen, welchen Kummer mir dies verursachte.

Höflich lächelnd trat ich also an Erna's Be-

Verbindung selbst zu blos negativen Zielen nicht eingehen können.

Die katholische Partei wird vielmehr zu überlegen haben, ob es nicht besser und räthlicher sei, den vorhandenen Bedürfnissen auf schon bewährtem Wege durch Gewährung der von der Staatsregierung erbetenen Vollmachten gerecht zu werden, als sich in dem Bestreben nach siegreicher Durchführung ihrer Grundsätze mit Strömungen zu verbinden, welche den Staat entchristlichen und der Kirche selbst ihre Lebenskraft unterbinden wollen.

Nicht minder aber werden die anderen Parteien, welche den Frieden ernstlich erstreben, sich sagen müssen, daß derselbe vorläufig auf keinem anderen Wege zu erreichen ist, als auf demjenigen praktischer Verständigung und thatsächlichen, von dem Geiste des Friedens wie von der Wahrung der Interessen des Staates und seiner katholischen Bevölkerung geleiteten Handelns.

Man sagt: die Kirchenvorlage der Regierung werde dasselbe Schicksal haben, wie vor zwei Jahren, ja ein noch schlimmeres, weil jetzt alle Parteien gegen den Grundsatz der bloßen Regierungsvollmachten seien.

Die Sache liegt jedoch in dreifacher Beziehung anders und günstiger als damals. Zunächst waren vor zwei Jahren die Verhandlungen mit der römischen Kurie soeben abgebrochen, und die Regierung war lediglich auf sich angewiesen, wenn sie der katholischen Bevölkerung in ihren Nothständen Erleichterung gewähren wollte. Jetzt dagegen finden freundliche Beziehungen zum Papste statt, unsere Regierung hat die Verhandlungen in hoffnungsvoller Weise soeben wieder angeknüpft und darf eine dauernde regelmäßige Verbindung in Aussicht nehmen. Bei den Vorverhandlungen über ihre Vorlage hat der Kultusminister erklärt, daß die Verständigung mit Rom sich auch auf das Vorgehen in der Gesetzgebung erstrecken solle. Ein zweiter, sehr wesentlicher Unterschied der Lage ist unzweifelhaft darin zu finden, daß, während damals die Regierung mit ihren milden, versöhnlichen Absichten fast in der ganzen liberalen Partei auf den heftigsten Widerstand stieß, jetzt „die Ueberzeugung, daß die Maigesetzgebung einer Revision bedürftig sei, nach unzweifelhaft liberalem Zeugniß eine allgemeine ist". Endlich ist es ein großer Gewinn, daß das Gesetz von 1880 seine Kraft zur Besserung der kirchlichen Verhältnissr auf katholischer Seite, selbst in der verstümmelten Gestalt, welche es damals erhalten hatte, bereits bewährt hat; um so größer und begründeter ist die Zuversicht, daß die Vorlage, wenn sie jetzt in ihren wesentlichen Theilen zu Stande kommt, nicht bloß in der Gegenwart großen Nutzen für die katholische Bevölkerung bringe, sondern auch die Wege zu weiterer Verständigung bahne.

Die Hoffnung, daß die wahren Freunde der Kirche diesen Erwägungen zugänglich sein und die Friedensbemühungen nicht durch Mißtrauen vereiteln werden, darf nach dem Verlauf der bisherigen Verhandlungen im Abgeordnetenhause noch nicht als ausgeschlossen gelten.

— Ueber die Beisetzung Ihrer Hoheit der verstorbenen Herzogin Anna von Mecklenburg-Schwerin entnehmen wir den ausführlichen Berichten Mecklenburger Blätter nachstehende Details:

Trotz der trüben, regnerischen Witterung, welche sich heute Morgen eingestellt, bewegten sich Mittags schon zeitig Volksmengen dem Schlosse zu, um den Trauerzug zu erwarten, welcher die Ueberreste der geliebten Herzogin Anna zu ihrer letzten Ruhestätte geleiten sollte. Oeffentliche und Privatgebäude hatten Halbmast geflaggt, in allen Straßen wehten Trauerfahnen; in der ganzen Stadt waren die Läden geschlossen — Handel und Wandel des wochentägigen Verkehrs hatten feiertäglicher Ruhe Platz gemacht. Die ganze Residenz hatte sich in Trauer gehüllt. Die Feierlichkeit begann um 1/2 2 Uhr in der Schloßkirche mit einem Trauergottesdienst an dem vor dem Altar stehenden Sarge mit der Leiche der hohen Entschlafenen. Die Schloßkirche war dicht gefüllt von den zu der Feier geladenen Personen. Mitten vor dem Altar stand auf einer schwarz ausgeschlagenen Estrade der verschlossene, mit Purpursammt überzogene Sarg, dessen Ecken und Kanten reich mit Gold verziert waren, aufgebahrt, über und über bedeckt mit Palmen, Blumen und Kränzen, welche Verehrung und Liebe gespendet; zu diesem Blumenhügel hatten die Angehörigen der hochfürstlichen Familie und treue Anhänger aus allen Kreisen der Bevölkerung ihre Spenden beigetragen. Der Gottesdienst wurde von dem Herrn Ober-Hofprediger Jahn abgehalten. Nach dem Chorgesang: „Lob sei Dir, o Christi", hielt der Herr Ober-Hofprediger Jahn am Sarge der hohen Entschlafenen eine ergreifende Rede.

Gegen 2 1/2 Uhr setzte sich dann der Trauerzug vom Schloß aus zur Beisetzung in Bewegung. Der Leichenzug wurde von einer Abtheilung Gendarmen eröffnet. Hieran schlossen sich zunächst zwei Offiziere, sowie der Stadtkommandant Oberst von Stenglin und der Regimentsadjutant Freiherr von Rheinbaben zu Pferde. Dann folgten zwei Läufer, die Lakaien, Leibjäger und die großherzoglichen Schloßoffizianten. Sodann die Geistlichkeit, der Reisemarschall Kammerherr v. Plessen mit dem Ordenskissen, der Stallmeister v. d. Knesebeck. Dann folgte der mit 6 Pferden bespannte Leichenwagen mit der hochfürstlichen Leiche, hinter demselben der Hofmarschall Freiherr von Stenglin, darauf der Großherzog mit dem Großherzog von Hessen-Darmstädt und dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, ferner der Herzog Paul, der Herzog Johann Albrecht, der Prinz von Hessen, dann der General der Infanterie von Treckow, als Vertreter des Kaisers, und Generallieutenant Graf von Wartensleben. Hierauf die Bürgermeister Schwerins und anderer mecklenburgischer Städte, die Professoren der Landesuniversität, die Stände, die Forstmeister und Oberförster, die Offizierkorps, der Bürgerausschuß, Deputationen von Kriegervereinen 2c. Eine Abtheilung Gendarmen beschloß den Zug. Als derselbe bei der Domkirche anlangte, intonirte das dort nebst einer Kompagnie Grenadiere aufgestellte Hautboistenkorps den Choral: „Jesus, meine Zuversicht." Sobald der Sarg der hohen Entschlafenen über die Schwelle des Südportals der Domkirche getragen wurde, begann die Orgel, und nachdem das Gefolge um den vor dem Altar niedergesetzten Sarg sich gesammelt hatte, sang der Schloßchor die beiden letzten Verse des gewaltigen Passionsliedes Nr. 143: „Wann ich einmal soll scheiden, so scheide nicht oon mir" 2c. Darauf sprach der Herr Superintendent Bard vom Altar aus erhebende, vorzüglich an die leidtragenden Anwesenden gerichtete Worte des Trostes. Dann ward der Sarg aufgehoben und unter dem vom Schloßchor gesungenen Liede: „Ach Herr, laß Dein lieb' Engelein" in die Blutskapelle gebracht, wo der Herr Superintendent Bard die Worte der Begräbnißformel sprach und mit Vaterunser und Segen die tiefergreifende Feier schloß.

— Wie der „Golos" meldet, hat der deutsche Kronprinz seine Ankunft in Moskau zur bevorstehenden Krönung angemeldet. Die Krönung soll, wie neuerdings verlautet, bis zum September verschoben worden sein. Das „Journal de St. Petersbourg" widerspricht den auswärts verbreiteten Gerüchten von neueren nihilistischen Attentatsversuchen; besonders weist es die Meldung, daß der Oberprokurator des heiligen Synods Pobedonoszew Drohbriefe erhalten habe, in das Gebiet der Sensationen; „an dieser dummen Geschichte ist kein Wort wahr." In London macht die Rückkehr der Frau v. Novikow nach Rußland viel von sich reden. Diese Dame war der spiritus rector Gladstones während des letzten Orientkrieges; von ihr empfing er die Inspirationen zu seiner Opposition gegen die anti-russische Politik Beaconsfields. Neuerdings machte sie sich bemerkbar durch einige Journalartikel über russische Verhältnisse, vornehmlich aber durch ihre Beschönigung der Judenverfolgungen in Rußland. Wie verlautet, hat sie sich durch ihren Uebereifer das Mißfallen der Petersburger Regierung zugezogen, weshalb sie aus der englischen Hauptstadt abberufen wurde. Sie hat am Sonnabend England verlassen, um sich nach Moskau zu begeben und wird voraussichtlich nicht an die Themse zurückkehren.

Ausland.

Paris, 13. Februar. Das „Journal des Debats", das bis zu Gambettas Sturze im gambettistischen Fahrwasser schwamm, bringt heute einen geharnischten Artikel gegen die Auflösung der Kammer und gegen die Berufung an das Volk mit dem Schlusse, daß in den Zwischenzeiten der Wahlen die Regierung allein verantwortlich ist und in ihrer Verantwortlichkeit nur einen Richter hat, nämlich das Parlament. Die „Debats" treten also unumwunden gegen die bisherige Auffassung der Gambettisten auf, die auf die Berufung ans Land hinarbeiteten. Der Auflösungsfeldzug hat den Gambettisten gründlich geschadet, das ist jetzt außer Zweifel; aber es hat dennoch überrascht, daß Gambetta plötzlich abwiegeln und die Flagge streichen läßt. Wie heute in mehreren Zeitungen zu lesen, hat er von Nizza aus eine Epistel erlassen, worin er die Parole ertheilt: keine Opposition mehr gegen Freycinet, Unterstützung seines Kabinets, damit es entschlossen die vom Lande verlangten Reformen ausführen kann. Man zerbricht sich den Kopf über diese Wendung; indeß ist die Absicht leicht zu errathen und diese durchaus nicht so angenehm für Freycinet, wie es bei oberflächlicher Beurtheilung den Anschein haben kann. Gambetta wähnte im ersten Zorn, ein Chaos schaffen zu können, indem er die Deputirten täglich an ihre Zusagen mahnte und sie zwänge, Freycinet zu Leibe zu gehen. Nun hat dieser aber klüglich erklärt, er werde die nützlichen Reformen ausführen, jedoch nach dem staatsmännischen Grundsatz der Eile mit Weile. Gambetta will jetzt das Kabinet, das er nicht brechen konnte, biegen und unter sein Joch beugen, indem er es in dem Reformgange unterstützt, aber so stark schiebt, daß es darüber Geduld und Athem verliert: dann läßt sich schon die Gelegenheit schaffen, wo Gambetta als der „grand homme" in Szene geht, „der allein im Stande ist, dem Lande Genugthuung zu gewähren", um eine der Lieblingsphrasen der gambettistischen Hofsprache zu gebrauchen. Freycinet wird sich Gambettas „Unterstützung" gefallen lassen, aber wenn er klug ist, nie den Werth der Danaergeschenke vergessen und sich vor der Ueberstürzung zu hüten, die nicht ihm und dem Lande, sondern nur den Gambettisten und der Diktatur zu Gute kommen würde. Wie um die Reformen, so steht es auch um die afrikanischen Fragen: wollte Freycinet dabei die Unterstützung Gambettas mit Eingehen auf dessen Endzwecke gewinnen, so würde er bald ganz Europa gegen sich haben, mit Ausnahme Ignatiews, Skobelews und Chaudordys, dieses Kleeblatts von Türkenfressern, mit denen sich Gambetta im Grimme gegen den Großtürken begegnet. Die „Republique Française" war gewohnt, mit einer Verachtung von der Pforte zu reden, als sei dieselbe nur noch für Dummköpfe und Narren eine Schranke. Freycinet müßte kein Staatsmann sein, wenn er diese leichtfertige und nichts weniger als „opportune" Auffassung der orientalischen Lage theilte.

Provinzielles.

Stettin, 17. Februar. Bei der Kammer für Handelssachen in Königsberg kam dieser Tage nach Mittheilung der „Königsb. Hart. Ztg." folgender Fall zur Entscheidung. Jemand klagte auf Zahlung von 1100 Mk. aus einem durch Giro an ihn gelangten Wechsel, welcher im Kontexte als Wechselsumme den Betrag von elfhundert Mark angab, gegen den Acceptanten. Der beklagte Acceptant wendete ein, er habe zwar acceptirt, jedoch nicht für 1100 Mk., sondern, wie der Augenschein als richtig erwies — für 11,00 Mk.; er hafte deshalb gemäß Artikel 22 der Wechselordnung aus diesem, nach üblicher Schreibweise auf 11 Mk. lautenden Accept bloß für elf Mark. Vergeblich replizirte der Kläger, das Accept müsse als für 1100 Mark lautend gelesen und verstanden werden. Der Gerichtshof erachtete die Einrede thatsächlich und rechtlich für durchgreifend und verurtheilte den beklagten Acceptanten zur Zahlung von nur 11 Mk., während Kläger mit dem geforderten Mehrbetrage von 1089 Mk. abgewiesen wurde.

— Auf Anregung des „Vereins Posener Destillateure" wird am 22. Februar, Vormittags 10 Uhr, ein Delegirtentag deutscher Destillateure und Liqueurfabrikanten in Berlin im Architektenhause zusammentreten. Der Delegirtentag soll namentlich das Nahrungsmittelgesetz in seinen Beziehungen zum Destillateurgewerbe sowie die Bildung eines allgemeinen deutschen Destillateurbundes berathen.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Stadttheater: „Kyritz-Pyritz." Posse 3 Akten. Hierauf: „Die Najaden." Ballet.

Vermischtes.

St. Petersburg, 12. Februar. Die bevorstehende Vermählung einer der reichsten Erbinnen Rußlands, der Prinzessin Jussupow, mit dem Grafen Sumarokow, Offizier der kaiserlichen Garde, wird in den hiesigen Salons vielfach besprochen. Als es vor einiger Zeit hieß, daß der Fürst von Bulgarien sich mit der Tochter des vielfachen Millionärs verloben würde, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf die erwähnte altadlige tartarische Familie hingelenkt, deren gegenwärtiger Chef ebenso sehr durch seinen Reichthum wie durch seinen Geiz in den Kreisen von St. Petersburg bekannt geworden ist. Fürst Jussupow besitzt zwei Töchtrr, von denen die jüngere noch in ganz jugendlichem Alter steht, die ältere, ohne sehr schön zu sein, sich durch ihre jungfräuliche Anmuth und eine ungewöhnliche Intelligenz auszeichnet. Man begreift daher, daß es ihr nicht an zahlreichen Bewerbern mangelte. Die Verlobung mit dem Fürsten von Bulgarien soll deshalb aufgegeben worden sein, weil der Vater der Braut die Souveränetät von Bulgarien für allzu frischen Datums hielt, sowie das Vermögen des Fürsten allzu ungenügend und den Aufenthalt in Sofia für seine Tochter wenig verlockend fand. Ueberdies soll der Ehrgeiz des Fürsten Jussupow eine Zeit lang so weit gegangen sein, daß er die Verbindung seiner Tochter mit einem Mitgliede der kaiserlichen Familie erhoffte. Als verständiges Mädchen wollte die Prinzessin aber selbst ihre Wahl treffen, indem sie vor Allem den Wunsch hegte, ihrer selbst und nicht ihrer Millionen wegen umworben zu werden. Mit ihrer Schwester zugleich verkehrte sie in dem gastlichen Hause einer Dame der vornehmen Gesellschaft, Madame L . . . ., bei welcher sie auch deren Bruder, den jungen Grafen Sumarokow, kennen lernte. Ohne gerade arm zu sein, hatte derselbe doch keine Position, die ihn berechtigt hätte, nach der Hand der reichen Erbin zu trachten. Er gab sich denn auch im Verkehr mit der Prinzessin ganz unbefangen und scheint gerade dadurch ihre besondere Gunst gewonnen zu haben. Diese Beziehungen dauerten etwa zwei Jahre, als der Graf der Prinzessin gelegentlich mittheilte, daß er es für eine Pflicht der Höflichkeit erachte, dem Fürsten Jussupow, der seine Töchter nicht zu begleiten pflegte, einen Besuch zu machen. Am festgesetzten Tage erschien denn auch der junge Gardeoffizier und wurde zunächst von der jüngeren Tochter empfangen, die ihn in ihrer kindlichen Naivetät wie folgt apostrophirte: „Endlich sind Sie also da . . . . Das trifft sich nicht schlecht . . . Sie haben Zeit gebraucht; denn wir erwarten Sie bereits zwei Jahre. Meine Schwester wird zufrieden sein; ich eile, ihr zu sagen, daß Sie da sind." Der Graf Sumarokow vermochte kaum die Situation zu erfassen, als auch der Vater der Prinzessinnen erschien, welcher, die Verlegenheit des jungen Offiziers falsch deutend, ausrief: „Hören Sie auf, sich zu verstellen; meine Tochter hat mir Alles gestanden. Ich habe ihr stets die Freiheit gelassen, über ihre Hand zu verfügen, in der Gewißheit, daß sie eine gute Wahl treffen würde, und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe." Jetzt erst begriff Graf Sumarokow vollständig und er unterließ nicht, das Glück, das sich ihm so unerwartet darbot, rasch zu erfassen. Die bösen Zungen der russischen Hauptstadt sind aber geschäftig, alle mehr oder minder verbürgten Geschichten aufzufrischen, die seit Jahren über den sprüchwörtlichen Geiz des Brautvaters verbreitet sind.

Telegraphische Depeschen.

Toulon 16. Februar. Im hiesigen Hafen wurden gestern Versuche mit der neuen Revolverkanone, Holkitschs System, angestellt, welche die Lösung der Frage betreffend den Schutz von Kriegsschiffen gegen Torpedoboote zum Zweck hatten. Die Versuche sind befriedigend ausgefallen, indem es sich bei einem Scheingefecht zwischen einem Torpedoboot und einem mit der Revolverkanone versehenen Kriegsschiffe als absolut unmöglich erwies, mit dem Torpedoboote nahe genug an das Kriegsschiff zu kommen, um mit Erfolg angreifen zu können.

Petersburg 16. Februar. Wie die „Neue Zeit" erfährt, sind die Trazirungen für die projektirte Bahn von Petersburg nach Archangel vom Kaiser genehmigt worden; die Bahn soll über Petrosawodsk gehen.

Petersburg, 16. Februar. Nach dem heute veröffentlichten Bulletin ist in dem Befinden der Großfürstin Maria Paulowna eine bedeutende Besserung eingetreten.

Konstantinopel, 16. Februar. Der englische Konsul wird sich morgen mit einem türkischen Beamten auf dem englischen Stationsdampfer nach Artaki begeben, um die Untersuchung wegen des bereits gemeldeten Angriffes albanesischer Hirten auf englische Unterthanen einzuleiten. Der Zustand des schwer verwundeten Lieutenants Selby giebt wenig Hoffnung auf dessen Wiederherstellung.

London, 15. Februar. Ueber den bereits gemeldeten Exzeß albanesischer Hirten gegen englische Unterthanen wird dem „Reuter'schen Bureau" aus Konstantinopel telegraphirt: Der Kommandant des englischen Kriegsschiffes „Falcon", Selby, wurde, als er sich auf einer Jagd bei Artaki in Anatolien befand, von einem Albanesen angegriffen, welcher ihn durch Schläge mit einer Hacke schwer verwundete. Die Pforte hat dem Valy der Provinz und dem Kaimakam des betreffenden Distrikts befohlen, sich an den Ort der That zu begeben und den Thäter festzunehmen. Der englische Botschafter, Lord Dufferin, [illegible] die Entsendung eines türkischen Kriegsschiffes nach Artaki. Dasselbe wird voraussichtlich von dem englischen Kriegsschiffe „Cockatrice" begleitet werden.

---

gleiter heran und bot ihm den Platz in meinem Schlitten an. Ein frohes Aufleuchten in Erna's dunkeln Augen war mein Dank.

So nahmen denn Beide im Schlitten Platz, während ich mich, innerlich zähneknirschend, aber ein frohes Gesicht geflissentlich zur Schau tragend, auf die Pritsche schwang. Unser Schlitten war der letzte der langen Reihe. Jetzt erscholl im ersten Schlitten lustige Hörnermusik und mit hellem Schellengeklingel setzte sich der Zug in Bewegung.

Erna's Begleiter war ein sehr liebenswürdiger junger Mann; so viel Gerechtigkeit mußte ich ihm trotz meines Zornes widerfahren lassen. Erna war aber ungewöhnlich schweigsam ihm gegenüber, und wandte sich oft zu mir um, mich nach diesem und jenem befragend. „Ich habe ihr doch wohl Unrecht gethan," sagte ich mir, „sie würde jetzt gewiß viel lieber an meiner Seite im Schlitten sitzen!" Und dieser Gedanke ließ mich innerlich so aufjauchzen, daß ich, um meinem Jubel Ausdruck zu geben, dermaßen auf das arme Pferd einhieb, daß es kerzengerade in die Höhe stieg, dann aber plötzlich links umbog, so daß der Schlitten sammt Inhalt in den Chausseegraben stürzte.

Da lagen wir denn in malerischem Durcheinander. Herr Werner war zuerst wieder auf den Beinen und half der erschrockenen Erna beim Aufstehen. Ich selbst hatte genug damit zu thun, das scheue Pferd zum Stehen zu bringen. Als mir dies endlich gelungen, bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß die Deichsel gebrochen und also an ein Weiterfahren auf diese Weise nicht zu denken war. Ich hatte auf Vorwürfe von Herrn Werner's Seite gerechnet, aber dieser sagte seelenvergnügt: „Nun, mein Fräulein, dann bleibt uns nichts weiter übrig, als den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen, während Sie, mein junger Herr, zur Strafe für Ihr tollkühnes Fahren langsam mit dem zerbrochenen Schlitten nachkommen.

Gesagt, gethan! Munter schritten die Beiden davon und bogen gleich darauf in einen Richtweg ein, der schneller als die Chaussee zum Forsthäuschen führte. Da stand ich nun, ich armer Thor, und es blieb mir nichts anderes übrig, als wie ein Fuhrmann neben seinem Frachtwagen, neben meinem Schlitten einherzuschreiten! Nach einer mühseligen halben Stunde hatte ich endlich das Forsthaus erreicht. Frohes Gelächter schallte mir schon bei meinem Eintritt ins Haus entgegen. „Wahrscheinlich lachen Sie jetzt über Dich und Deine Heldenthaten", grollte es in meinem Innern. Zögernd öffnete ich die Thür, aber kaum hatte man mich bemerkt, als Erna am Arm von Herrn Werner auf mich zutrat und mit ihrem sonnigsten Lächeln sagte: „Erlaube, lieber Ernst, daß ich Dir hier meinen lieben Verlobten vorstelle!" „Und ich", unterbrach sie der glückliche Bräutigam, „bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet, denn wahrscheinlich hätte ich jetzt noch nicht das Glück, mein holdes Bräutchen zu besitzen, wenn Sie uns nicht auf so liebenswürdige Weise zu einem Alleinsein verholfen hätten. Ich kann daher nicht umhin, dem Beschleuniger meines Glückes ein dreimaliges Hoch darzubringen!" Jubelnd stimmte die ganze Gesellschaft ein; Kaffeetassen und Punschgläser klangen in wirrem Durcheinander zusammen und ich war von dem Allen so verwirrt und betäubt, daß ich mich stille aus dem Zimmer schlich.

Da es nun aber doch einmal feststehende Thatsache war, daß Erna unwiderbringlich für mich verloren, suchte ich mich so schnell wie möglich über meinen Verlust zu trösten und mit dem Sanguinismus der Jugend gelang mir das eher, als ich früher je für möglich gehalten haben würde. Jetzt fiel es mir plötzlich ein, daß Erna doch am Ende zu alt für mich gewesen, und wenn sie auf mich hätte warten sollen, alt und häßlich geworden wäre. So schlug ich mir denn meinen ersten Liebestraum aus dem Sinn, aber vergessen habe ich ihn nie, und noch jetzt als sechzigjähriger, alter Mann und würdiger Familienvater muß ich herzlich lachen, wenn ich an meine erste Liebe und an ihr schnelles Ende denke!